

## BÜCHERBESPRECHUNGEN

Walter Engemann: *Voltaire und China*.  
Inaugural-Dissertation der Philos. Fak.  
der Universität Leipzig, 1932. 155 SS. in 8°.

Ein leider nur als Dissertation erschienener beachtlicher „Beitrag zur Geschichte der Völkerkunde und zur Geschichtsschreibung sowie zu ihren gegenseitigen Beziehungen“ liegt uns in der sehr sorgfältigen Abhandlung von Walter Engemann über „Voltaire und China“ vor, welche sich auf Grund eingehender Studien zum Ziel gesetzt hat, „die Bedeutung der Literatur über China für die Geschichtsschreibung Voltaires, als des bedeutendsten Denkers und Historikers seines Zeitalters, darzulegen“. Der Autor setzt mit einer gedrängten Beantwortung der Frage ein: „Warum besitzt China das Interesse des 18. Jahrhunderts?“ und untersucht in längeren Ausführungen, „welchen Einfluß gerade China auf Voltaires Leben und Werke“ ausgeübt hat. Was ich schon in meinem Buch über „Leibniz und die China-Mission“ (1920) ausführlich dargelegt hatte, das bestätigt auch Engemann bezüglich der Einstellung Voltaires zu den ihm bekannt gewordenen religionsphilosophischen Anschauungen der Chinesen: „Voltaire glaubt in den ihm bekannt gewordenen Moraleximen der chinesischen Weisen seine eigenen deistischen Anschauungen wiederzufinden. Da nun jene Grundsätze seit Jahrtausenden die Handlungen der Regierung bestimmen, nicht aber der Aberglaube des Volks“ . . . , so veranlaßt ihn dies, „China als das Land zu verherrlichen, wo die menschliche Vernunft über den kirchlichen Aberglauben herrscht“ (S. 76). Besonders begeistert ist er von Confucius, weil er der große Sittenlehrer seines Volkes war. „Confucius hat weder eine neue Religion gestiftet noch eine neue Kirche gegründet, sondern eine Staatsmoral gelehrt, die von keinerlei kirchlichen Dogmen beeinflusst ist“ (S. 76). Der Verfasser untersucht sodann in ausführlicher Analyse „den historischen und geschichtsphilosophischen Wert der dichterischen Werke Voltaires über China“, vor allem seiner Tragödie „L'Orphelin de la Chine“ (unter Benützung der Studie von L. Jordan „Voltaire's Orphelin de la Chine in drei Akten“, 1913). Nach einem kürzeren Abschnitt über „China in Voltaires

Briefwechsel mit Friedrich dem Großen“ beschäftigt er sich genauer mit der Frage: „Wie verhalten sich die Kenntnisse und Quellen Voltaires zu der Literatur über China, die bis zu seiner Zeit erschienen ist?“ Darin weist er darauf hin, daß Voltaire bereits während seines Aufenthalts im Jesuitenkolleg die Namen der Männer gehört haben wird, die Bücher über China geschrieben haben. Der Verfasser beschreibt sodann die damals bekannten Werke über China, die Voltaire nachweislich benutzt hat; diese Zusammenstellung ist sehr nützlich und zeugt von dem Fleiß des Verfassers, sich in entlegenste Gebiete einzuarbeiten. Wie er übrigens zu der Bemerkung (S. 118): „Leibniz und Wolff wissen nicht viel über China zu sagen“ kommt, ist mir nicht recht klar, nachdem doch Leibniz nach meinen Darlegungen a. a. O. das intensivste Interesse für die Kultur der Chinesen gehabt hat (siehe jetzt auch die Leibniz-Ausgabe der Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin). Am Schluß seiner Darlegungen weist W. Engemann nachdrücklich darauf hin, wie gerade „Voltaire viel dazu beigetragen habe, die Völker des fernen Orients in eine weltgeschichtliche Betrachtung einzureihen.“ „Voltaire erkannte bereits sehr richtig, daß diese Völker des Ostens seit uralter Zeit eine starke völkische und kulturelle Kraft besessen haben und daß besonders China eine alte bodenständige Kultur aufzuweisen hat“ (S. 123). Voltaire, der „aus Neigung und nicht als zünftiger Historiker Geschichtsstudien treibt, betrachtet China vom Standpunkt eines Vertreters der Aufklärung. Seine hohe Achtung vor einem Volk, das eine alte Kultur und eine stille Größe besitzt, ist durchaus gerechtfertigt. Wenn er freilich in seiner „Universalgeschichte“ das chinesische Volk nicht nur neben die europäischen Nationen, sondern sogar an die Spitze aller Völker stellt, so erklärt sich diese offensichtlich übersteigerte Geschichtswertung der Chinesen aus der Tatsache, daß er lediglich von der Einseitigkeit moralischer Gesichtspunkte „den Geist dieser Nation“ charakterisieren will. Andererseits wird die Berechtigung einer derartigen kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise nicht verkannt werden können, wenn wir uns vor

Augen halten, daß sie die Alleinherrschaft einer christlich-dogmatischen Geschichtsauffassung überwunden und den Eigenwert der geschichtlichen Entwicklung nichtchristlicher Kulturen in die richtige Beleuchtung gerückt hat, zumal sie sich auf ein für die damalige Geschichtsschreibung ausführliches Quellenstudium stützt“ (S. 124). Eine ‚Übersicht über die Quellen Voltaires‘ und ein längeres ‚Literaturverzeichnis‘ ist im Anhang vereinigt, nur habe ich mich gewundert, daß der Name Troeltsch (Nr. 82/83) als Druckfehler belassen wurde und daß Nr. 75 der Vorname von Marck nicht mit S. (Siegfr.) wiedergegeben ist.

R. F. Merkel.

Osvald Sirén: A History of later Chinese Painting. London, The Medici Society, 1938. 2 Bände. Volume one: From the end of the Yüan period to the end of the Wan Li reign, c. 1350—1620; XI, 247 SS. und Tafel 1—124. Volume two: From the end of the Ming period to the end of the Ch'ien Lung reign, c. 1620—1796; IX, 328 SS. und Tafel 125—242. In gr. 4<sup>o</sup>.

Diese Arbeit von Sirén ist das erste große, grundlegende Werk über die chinesische Malerei der Ming- und Ch'ing-Zeit, das in einer europäischen Sprache verfaßt worden ist. So spärlich die europäische Literatur über dieses Gebiet bisher war, so zahlreich sind die Veröffentlichungen, die es in China darüber gibt.

Sirén hatte also in zweifacher Hinsicht eine große Aufgabe übernommen: Vom Westen aus konnte er sich nur auf wenige Vorarbeiten stützen, und was die chinesische Literatur betrifft, mußte er sich aus der Fülle des vorhandenen Materials das Wichtigste herausuchen. Die Bände behandeln die Zeit von 1350—1796, einen Zeitabschnitt also, von dem sowohl an Literatur als von Kunstwerken noch vieles, nicht nur Erstklassiges, erhalten ist. Der Verfasser hat es verstanden, den Stoff übersichtlich zu gliedern, die schöpferischen Kräfte herauszuheben und dabei doch Beispiele der betreffenden Schulen in genügender Anzahl zu bringen, um durch die persönlichen Abwandlungen den Reichtum und die kulturelle Stufe der Zeit zu charakterisieren.

Diese Künstler waren keine „Maler von Beruf“ (einen Begriff, den es in China nie gab), sondern sie malten, dichteten und schrieben,

ohne daß eine dieser Lebensäußerungen in ihren eigenen Augen viel wichtiger war als die andere. Dadurch ergibt sich, daß es nur möglich ist, zum Verständnis dieser Malerei durch Zusammenschau der verschiedenen kulturellen Äußerungen vorzudringen.

Sirén hat das klar erkannt und schreibt darüber in der Einleitung: „Es ist praktisch unmöglich, die führenden Maler der Ming- und Ch'ing-Zeit ganz zu verstehen und zu würdigen, ohne bis zu einem gewissen Grade mit ihren Ideen und Theorien vertraut zu sein, die sie in ihren Schriften ausgedrückt haben. In mancher Beziehung sind ihre Malereien Ergänzungen zu ihren Schriften oder in dieser oder jener Hinsicht so innig mit ihnen verbunden, daß sie schwerlich ohne die Hilfe der begleitenden Gedichte oder Texte verstanden werden können . . . Wenn manche glauben, daß den literarischen, ästhetischen oder historischen Dokumenten zu viel Raum gegeben wurde, so sei geantwortet, daß sie schließlich für unser Verständnis der Künstler weit wichtiger sind als erklärende Betrachtungen oder Untersuchungen von modernen Kunsthistorikern und daß es das Hauptziel der vorliegenden Arbeit war, mehr zu unterrichten, als persönliche Ansichten mitzuteilen.“

Gibt nun der Verfasser durch die Einführung in die Welt des Malers dem Leser den Schlüssel zum Verständnis, so ist auch für den Weg über das Auge das Möglichste getan. Auf die Wiedergabe der Bilder ist große Sorgfalt verwendet worden; sie sind in Schweden hergestellt. Wer sich mit dem Studium der chinesischen Kunst befaßt, ohne daß ihm die Möglichkeit gegeben wird, nach dem Osten zu kommen, empfindet es schmerzlich, so selten Gelegenheit zu haben, erstklassige Originale zu sehen. Bei der Wiedergabe chinesischer Malerei geht ein wichtiges Moment oft ganz verloren: die Lebendigkeit des Pinselstriches, auf die in China der größte Wert gelegt wird. Die Abbildungen in Sirén's Buch sind technisch sehr gut, und das Betrachten bereitet Genuß.

Falls eine Neuauflage in Frage käme (vorliegende Auflage hat nur 525 Exemplare) hätte man den Wunsch, daß die Originalgröße der Bilder nach Möglichkeit im Verzeichnis mit angegeben würde; es wäre für das Verständnis der Bilder von Nutzen.

Außer Text und Bildern enthält das Buch noch ein Verzeichnis von Malereien und Reproduktionen und einen Index chinesischer Namen und Ausdrücke (in Transkription und chinesischer Schrift), die den Wert des Buches für Studienzwecke noch erhöhen. W—r.

Osvald Sirén: *The Chinese on the Art of Painting. Translations and Comments by — —. Peiping, Henri Vetch, 1936. 261 SS. in 8°. Mit 7 Tafelbildern.*

Wie schon in der obigen Besprechung erwähnt wurde, ist es für den Europäer schwer, sich eine Vorstellung von der geistig-seelischen Haltung zu machen, aus welcher die chinesische Malerei entstanden ist. Gibt es einen besseren Weg, als die Maler selbst zu Wort kommen zu lassen? Jedem, der den Zugang zum Verständnis der Kunst des Ostens sucht, stellt sich früher oder später die Frage: aus welcher geistig-seelischen Verfassung ist das Bild gemalt, auf was kam es dem Maler besonders an, welche Schulung in technischer und geistig-seelischer Beziehung hat er sich auferlegt? Darüber gibt es in der chinesischen Literatur viele authentische Belege schon aus früherer Zeit, aus der uns nur noch wenige Bilder erhalten sind, bis in die jüngsten Tage. Sirén hat sich der Mühe unterzogen, Auszüge aus den wichtigsten Schriften zu übersetzen, die, in zeitlicher Folge aneinandergereiht, einen guten Einblick in die geistigen Grundlagen der verschiedenen Zeiten vermitteln. Im Anhang sind mehrere historisch wichtige Abhandlungen über Malerei beigelegt. Allen, die in das Wesen der chinesischen Kunst eindringen wollen, wird das handliche Buch wertvolle Dienste leisten. W—r.

G. F. Hudson: *Europe and China. A Survey of their Relations from the earliest times to 1800. London, Edward Arnold & Co., 1931. 336 SS. in 8°, 4 Karten.*

Das Thema „Europa und China“ ist schon oft in kleineren und größeren Arbeiten behandelt worden, aber meines Wissens noch nie so umfassend, so klar und überzeugend und gleichzeitig in einer literarisch so gefälligen, ja hervorragenden Weise. Hudson erzählt vieles, was wir schon kennen, aber er versteht es, die Tatsachen so gegeneinander zu stellen und so zu färben und zu

beleuchten, daß sie vor unseren Augen ganz ungewohnt lebendig werden. Und das heißt sehr viel bei diesem zum großen Teil doch recht trockenen Stoff: der gegenseitigen Einwirkung Chinas und Europas auf wirtschaftlichem, politischem, künstlerischem und weltanschaulichem Gebiet von den Anfängen der Geschichte bis 1800, mit einem Ausblick auf die neueste Zeit.

Aber auch das wissenschaftliche Verdienst dieses Werkes ist sehr hoch einzuschätzen. Wieviel Neues, wieviel Ergebnisse eigener Quellenforschung darin stehen, entgeht zwar unserer Beurteilung — sicher dürfte z. B. die Beweisführung, daß Gutenberg seine Erfindung dem Aufschwung des Typendruckes in Korea verdankt (S. 165 ff.), dazu gehören. Vor allem aber hat der Verf. alle einschlägige neuere Forscherliteratur gründlich gesichtet und verwertet, was bei der weiten Verzweigung dieses Themas gewiß viel bedeutet.

Das größte Verdienst dieses Werkes scheint uns jedoch geistiger Art zu sein. Mit dem Ethos eines berufenen Richters, ohne sentimentale Bindung nach der einen oder der anderen Seite und gleichzeitig auf dem realsten, nämlich volkswirtschaftlichen Boden stehend, beurteilt er die so bunte und wechselvolle Geschichte der Beziehungen zwischen Westen und Osten. Wenn diese gewaltige Geschichte, die sich wie ein dramatisches Epos der Menschheit liest, im äußeren Triumph der abendländischen Zivilisation über die chinesische Kultur endigt, so weist der Verf. doch abschließend hin auf die ungeheuren Gefahren der heutigen Zivilisation und auf den „Grundsatz, an dem die Chinesen immer fester gehalten haben als irgendein anderes Volk, den Grundsatz, wonach das Studium und die richtige Auffassung des sozialen Menschen der Hauptgegenstand der Erziehung und die unerläßliche Vorbereitung für politische Verantwortung sein sollte“.

E. H. v. T.

L. C. Arlington and Harold Acton: *Famous Chinese Plays. Translated and edited by — —. Peiping, Henri Vetch, 1937. XXX, 443 SS. in 8°. Mit 29 Tafeln.*

Dies Buch, das wir der glücklichen Zusammenarbeit des alten, forschungseifrigen Pekingers Arlington und des jungen, so einfühlungsbegabten englischen Dichters Acton

verdanken, erfüllt seinen Zweck aufs beste: es ist ein ausgezeichnete Führer zum traditionellen chinesischen Theater, wie dieses heute noch überall im Reich der Mitte zu sehen ist, also zum gegenwärtigen Theater der „Pi-huang-Schule“.

Es gibt schon eine ganze Reihe Bücher, aus chinesischen und abendländischen Federn, über das chinesische Theater. Die einen befassen sich mehr mit dessen Geschichte, beschreiben oder übertragen klassische Dramen, andere behandeln eingehender die so mannigfaltige Schauspielkunst, ihre Technik und Symbolik, wieder andere ergehen sich in mehr oder weniger dichterischen Schilderungen ihres Theatererlebnisses. Das vorliegende Buch ist erstmalig und einzig in seiner Art: es gibt in einer verhältnismäßig kurzen Einleitung die nötigsten Handhaben zum Verständnis des chinesischen Theaters und im Hauptteil Übertragungen und ausführliche Inhaltsangaben einer Auswahl von dreiunddreißig Stücken der verschiedensten Gattungen, die zu den heute öfters gespielten Stücken gehören und die es durch Abbildungen und musikalische Beispiele veranschaulicht.

Es ist immer wieder nötig zu betonen, wie es unsere Verfasser tun, daß die Texte der chinesischen Stücke, namentlich der „Pi-huang-Schule“, selten dichterisch wertvoll und in dieser Hinsicht am ehesten mit unseren durchschnittlichen Opern-Libretti zu vergleichen sind, daß aber ihr Wert in ihren „theatralischen Möglichkeiten“ liegt. Diese Erkenntnis hat die Verfasser bei der Übertragung der Stücke geleitet. Sie haben nicht versucht, diese dichterisch auszuschnürceln, zu feilen oder gar umzubauen, sondern sich bestrebt, diese mit ihrer ganzen dichterischen Anspruchslosigkeit so getreu, wie es nur geht, wiederzugeben. Daß wir auch in diesen Übertragungen die „theatralischen Möglichkeiten“ spüren, ist ihr großes Verdienst.

Diese „theatralischen Möglichkeiten“ entfalten und gestalten sich in der einzigartigen Kunst der chinesischen Bühne, des chinesischen Schauspielers, die Rhythmik, Musik, Tanz, Kampfkunst, Akrobatik, Gesang, Deklamation, Mimik unzertrennlich verschmilzt. Es ist eine Kunst auf einer eigenen Ebene, die zwar zur Ebene des Lebens ihre Ent-

sprechungen hat, aber doch geradezu als antinaturalistisch bezeichnet werden kann. Die Verfasser haben es verstanden, in ihrer Einleitung die Abendländer, die einer solchen Kunst heute sehr ferne stehen, ihr wieder näherzubringen, ja sie in ihren Geist zu bannen.

Obschon sich das Buch an allgemeiner gebildete Kreise richtet, fehlt es ihm doch nicht an gelehrten Zutaten, an „technischen“, historischen, literarischen u. a. Erörterungen und Anmerkungen. Diese sind leider nicht immer richtig (z. B.: die Querflöte gehört nicht zum Orchester des „hsi-p‘i“, S. XXI, und der geschichtliche Hintergrund des „Schui-Hu Dschuan“ ist nicht die Zeit der Sung-Dynastie des 5., sondern des 11. und 12. Jahrhunderts, S. 364), doch tun sie dem Buch in Anbetracht seiner Bestimmung wenig Abbruch.

Wenn Arlington und Acton so dem Abendländer zum erstenmal einen äußerst dankenswerten umfassenderen Einblick in die Welt des chinesischen Theaters verschaffen, so verschaffen sie ihm damit gleichzeitig, wie die Vermittler allen chinesischen Schrifttums, einen weiteren Einblick in chinesisches Leben, Denken und Dichten überhaupt.

E. H. v. T.

Gösta Montell: Durch die Steppen der Mongolei. Mit einem Vorwort von Sven Hedin und zahlreichen Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, o. J. [1938]. 175 (+2) SS. in 8°.

Während die für weitere Kreise berechneten Schilderungen der Erlebnisse und Ergebnisse der Sven-Hedin-Expeditionen bisher in ihren Originalen ausschließlich der gewandten Feder des Leiters dieser Forschungsreisen selbst entstammten, haben es der gewaltige Umfang des heimgebrachten Materials, die räumliche Ausdehnung der erfaßten Gebiete und die Verteilung der Beobachtungsaufgaben an die jeweils zuständigen Fachmänner mit sich gebracht, daß nunmehr neben Hedin selbst auch jüngere, aber doch durchaus kompetente Kräfte die Veröffentlichung von allgemein verständlichen Büchern übernehmen, zu der sich der verdiente Forscher stets als zu Rechenschaftsberichten über seine Tätigkeit

einer überaus zahlreichen Gemeinde von Interessenten in aller Herren Ländern gegenüber verpflichtet fühlte. Als ein erster Band dieser Art erschien in deutscher Übersetzung vor einigen Jahren im gleichen Verlage „Zajagan“ von Leutnant Haslund-Christensen, den zweiten bildet das vorliegende Buch, wie jenes — eine Übertragung aus dem Schwedischen („Våra vänner på stäppen“), eine Arbeit, für deren wohlgelungene Durchführung wir Dr. Theo Körner vom Staatlichen Museum für Völkerkunde in Berlin zu danken haben.

Daß wir Montell's Buch, obwohl sein Inhalt zur Chinakunde in keiner direkten Beziehung steht, auch in unserer Zeitschrift gern eine wohlverdiente Würdigung zuteil werden lassen, bedarf wohl weiter keiner Begründung, denn es ist ja nun einmal so, daß alles, was die Mongolei (und auch Tibet) anlangt, als Grenzgebiet auch von den Sinologen aufmerksam verfolgt wird, eine Einstellung, wie sie ja angesichts so mancher Beziehungen zwischen Chinesen und Mongolen — und sei es auch nur der historischen — durchaus berechtigt erscheinen muß.

Ist nun das Buch, wenn wir seine literarische Form, gewissermaßen seinen Rahmen, ins Auge fassen, zunächst auch nur eine Reiseschilderung, in der das persönliche Moment im Vergleich zu so manchen Berichten ähnlicher Art in wohlthuender Weise zurücktritt und sich nicht ständig durch Erzählungen von überstandenen Strapazen und waghalsigen Abenteuern in empfehlende Erinnerung bringt, so liegt sein Hauptwert darin, daß der Autor es meisterhaft versteht, derjenigen Forderung gerecht zu werden, die man in erster Linie an derartige Bücher stellen muß: nämlich wirklich in Land und Volk den Leser einzuführen. Dazu aber ist naturgemäß niemand besser berufen als der Völker- und Volkskundler von Fach, zumal, wenn ihm noch — wie das hier glücklicherweise der Fall — die Gabe verliehen ist, seine Ausführungen in einer jedem verständlichen Sprache, ohne alle ethnologische Terminologie, niederzulegen. In dieser Hinsicht aber begegnen wir in unserem Autor den besten Voraussetzungen, insofern nämlich in ihm sich den persönlichen Fähigkeiten eine langjährige Schulung als Assistent des bekanntesten Ethnographen Schwedens,

Freiherrn Erland von Nordenskiöld, hin zugesellt, Faktoren, die es Gösta Montell, jetzt am „Statens Ethnografiska Museum“ in Stockholm, ohne besondere Schwierigkeiten ermöglichten, auch auf dem Gebiet der Volks- und Völkerkunde der Mongolen ebenso wertvolle wissenschaftliche Arbeit zu leisten, wie wir sie aus seinen Veröffentlichungen über Probleme aus seiner früheren Domäne, der Amerikanistik, kennen.

Es kann bei der Besprechung einer Reiseschilderung selbstverständlich nicht Aufgabe des Rezensenten sein, den Spuren des Autors — wenn auch nur in großen Zügen — zu folgen. Kurz sei nur gesagt, daß der Weg — in einem schon recht gebrechlichen Ford-Wagen unternommen und schon aus diesem Grunde mit nur wenigen Teilnehmern — von Peking seinen Ausgang nahm und das Gebiet des Etsingol („Herren-Fluß“, korrekt schriftmongolisch *edsen gool*) im Westen, ungefähr im Schnittpunkt des 100. Längengrades mit 40° nördl. Breite, zum Ziel hatte. Waren die auf dieser Strecke liegenden Gebiete der Tschachar- (*Caxar*-) und Sunit- (*Sünit*-) Mongolen, wie auch teilweise derer im Ordos und Alaschan (richtig ist *Alak šan*, das erste Wort mong. = „bunt“, das zweite das bekannte chinesische Wort für Berg; auch in tibetischen Schriften findet sich *A-lag-šan*) schon früher Gegenstand völker- und volkskundlicher Forschungen im Aufgabenkreis der Hedin-Expeditionen und auch von Einzelforschern (für Ordos besonders sprachlich Mostaert) gewesen, so galt dies Sonderunternehmen den bisher ethnographisch so gut wie gar nicht bekannten Dörbet, den Darchan Bele (*Darxan beile*), den Orot (*Oirat*) und vor allen Dingen den Torguten (*Torguut*), die eben am Etsingol leben. Darüber, wie und unter welchen Begleitumständen dies Programm hauptsächlich ethnographisch abgewickelt wurde, geben nach dem Vorwort Sven Hedin's und den einleitenden Abschnitten über den „Aufbruch von Peking“, der uns zugleich mit den Teilnehmern der Expedition bekannt macht, und die „Reise durch Tschachar und Sunit“ vorwiegend die Kapitel „Dörbet und Darchan Bele“, „Filzbereitung bei der Familie Mungkä“ (= *müngh'e*: „ewig“), „Zelte und Zeltleben“, „Mongolische Sitten und Bräuche“, „Am West-Tempel“, „Besuch beim König

der Torguten“, „Streifzüge zwischen den Zeltlagern“ und „Opfer für den Feuergott“ einen fesselnden Bericht. Bei dieser Aufzählung von Kapitelüberschriften haben wir absichtlich nur diejenigen herausgegriffen, welche die völkerkundlich interessantesten Angaben enthalten. Daneben aber erfährt die mongolische Volkskunde durch Mitteilung einiger Legenden eine nicht unwesentliche Bereicherung. Daß auch den religiösen Belangen eine aufmerksame Beobachtung gewidmet wurde, wird nicht nur aus den schon genannten Kapiteln „Am West-Tempel“ und „Opfer für den Feuergott“, sondern auch aus mancherlei gelegentlichen Einflechtungen ersichtlich. So werden in gleicher Weise Beiträge zur Erweiterung unseres Wissens sowohl über die Lebensäußerungen des Lamaismus als auch des Schamanismus geliefert, und wenn schon die fast nur die äußeren Momente treffenden Schilderungen, die der Verfasser von derartigen Riten gibt, sicherlich der Beachtung wert sind, so gebührt von religionswissenschaftlich interessierter Seite ihm um so größerer Dank, da er als greifbares Resultat von eben dieser Forschungsreise unter zahlreichen mongolischen und tibetischen Handschriften und Drucken auch solche nach Stockholm gebracht hat, die schriftliche Unterlagen für die Trennung des schamanistischen Elements vom lamaistischen bieten und damit für ein Problem, das bisher u. W. noch von niemand in Angriff genommen worden ist. Zu diesen Belangen gesellen sich in den gleichen Schriften, deren einige Berichterstatte erst vor kurzem — wenn auch nur flüchtig — durchsehen konnte, noch Elemente, die in die Gebiete des Orakelwesens, der Astrologie mit ihren Methoden der „Schicksalskorrektur“ und anderer okkulten Bräuche gehören und zum Teil auf chinesischer Herkunft beruhen, wie das in diesen Texten selbst nicht nur aus einzelnen Ausdrücken hervorgeht, sondern offenkundig betont wird. Mit diesen Dingen stehen schließlich auch die mongolischen Würfelspiele in Zusammenhang, auf die Montell selbst in seinem Buche (S. 96) eingeht.

Daß in einem Buche wie dem vorliegenden die Schilderung der materiellen Kultur einen beträchtlichen Raum einnimmt, versteht sich von selbst, und wir möchten in dieser

Hinsicht hier nur auf die überaus anschauliche Beschreibung des Hergangs bei der Filzbereitung, beim Aufbau der Jurten (*ger*) und ihrer Einrichtung und bei der Herstellung des Milchbranntweins (*ark'i*, bzw. *arak'i* oder *arik'i*) hinweisen. Über die Branntweinbereitung der Mongolen hat übrigens Montell vor etwa drei Jahren eine ausführliche Sonderabhandlung in englischer Sprache veröffentlicht, desgleichen auch über die Textilindustrie im tibetisch-mongolischen Grenzgebiet.

Ist nun auch das Buch, wie gesagt, für einen Leserkreis gedacht, bei dem ein ausgesprochen wissenschaftliches Interesse nicht angenommen werden kann, so bietet es doch jemandem, der sich mit den Sprachen des fraglichen Gebiets — also Mongolisch, Tibetisch und bis zu einem gewissen Grade auch Chinesisch — beschäftigt, ein durchaus beachtenswertes Material. Es sind nämlich alle darin vorkommenden Ausdrücke, vor allem Orts- und Personennamen, in den genannten Sprachen (vielleicht mit Ausnahme der chinesischen, an Ort und Stelle nach dem Gehör niedergeschrieben worden. Da ist es für den Sprachkenner eine überaus reizvolle Aufgabe, diese Phoneme auf ihre orthographische Form zurückzuführen und dabei festzustellen) wieweit die Mundart von der Schriftsprache — auch unbeschadet der allgemein dafür gültigen Regeln — abgewichen ist. Das gilt in besonderem Maße noch für die Worte, welche von den Mongolen aus dem Tibetischen und Chinesischen übernommen sind, so daß es oft sehr schwerfällt, das Wort der jeweiligen Schriftsprache zu erkennen. Nur an sehr wenigen Stellen sind in unserem Buche dem mundartlichen Ausdruck die korrekten Transkriptionen hinzugefügt. Es wäre — und das ist ganz allgemein gesagt — sehr wünschenswert, wenn die Autoren völkerkundlicher Bücher, soweit sich dazu nur irgendwelche Möglichkeiten und Unterlagen bieten, stets den phonetisch wiedergegebenen mundartlichen Ausdrücken einer Sprache, die auch über eine eigene Schrift verfügt, die orthographische Form in einer korrekten Umschrift begeben wollten. Dem Linguisten und besonders dem Lexikologen wäre damit ein großer Dienst erwiesen. Wer sich je mit der Rekonstruktion von tibetischen und

mongolischen Wörtern nach lautlichen Wiedergaben befaßt hat, wird sich gewiß ohne Vorbehalt diesem Wunsch anschließen. Und dieser Wunsch hat angesichts des vorliegenden Buches um so mehr seine Berechtigung, als darin durchaus nicht wenig Ausdrücke vorhanden sind, die der Beachtung des Linguisten nicht nur im Hinblick auf den oben angedeuteten Vergleich von Umgangs- und Schriftsprache wert, sondern auch der Berücksichtigung vom lexikologischen Standpunkt durchaus würdig sind. Allein ihre Behandlung würde eine kleine Broschüre ergeben.

Zum Schluß unserer Ausführungen möchten wir neben einer Anerkennung für die schöne druck- und buchtechnische Ausstattung noch besonders auf das hervorragend instruktive Bildmaterial hinweisen, das — wenn ich recht sehe — in seinen wirkungsvollsten Mustern — den Bildern von Personen — wohl in erster Linie darauf abzielte, den Mongolen als anthropologischen und ethnographischen Typus festzuhalten. Fast jeder Gesichtszug, fast jede Einzelheit in Kleidung und Schmuck treten mit einer Klarheit und Präzision in Erscheinung, die dem Autor auch als Lichtbildkünstler alle Ehre machen. Das gleiche gilt auch von den Bildern, welche die Mongolen bei der Arbeit oder Spiel und Muße zeigen.

Endlich sei es uns im Zusammenhang mit den vorstehenden Ausführungen noch gestattet, auf eines aufmerksam zu machen, was eigentlich nicht in den Rahmen einer

Rezension gehört, aber worüber sich in dem Buche selbst doch schon einige Andeutungen finden: das ist die Begründung einer besonderen, großzügig angelegten Sonderabteilung des Staatlichen Völkerkundemuseums in Stockholm, in der alle irgendwie erfassbaren Dinge, welche die materielle und geistige Kultur des mongolisch-tibetischen Kulturkreises geschaffen hat und noch schafft, zu einer möglichst lückenlosen Darstellung kommen sollen, und zwar, einmal, in zahlreichen Ausstellungsobjekten als Anschauungsmaterial und Unterlage für einschlägige ethnographische Arbeiten und, zum andern, in einer überaus reichhaltigen Sammlung tibetischer und mongolischer Handschriften und Drucke, die in ihrem Umfange den Fachmännern auf den Gebieten der Sprach- und Religionswissenschaft auf Jahrzehnte die Möglichkeit zu einer lohnenden und dankenswerten Arbeit bieten. Diese Sonderabteilung aber, die in ihrem gegenwärtigen Ausbau zwei je eine Reihe von großen Räumen umfassende Stockwerke eines stattlichen Gebäudes umfaßt (eine ganze Menge von Objekten ist noch magaziniert), verdankt ihr Entstehen und ihren ansehnlichen Wuchs in hervorragendem Maße zwei Faktoren: der Initiative des Nestors der Zentralasien-Forschung, Sven Hedin, und der rastlosen Sammeltätigkeit Gösta Montell's, des Verfassers unseres Buches, dem wir viele Leser wünschen.

W. A. Unkrig.